

Johannes Kopp · Daniel Lois · Christina Kunz
Oliver Arránz Becker

Verliebt, verlobt, verheiratet

Johannes Kopp · Daniel Lois
Christina Kunz · Oliver Arránz Becker

Verliebt, verlobt, verheiratet

Institutionalisierungsprozesse
in Partnerschaften



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Katrin Emmerich / Tanja Köhler

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Druck und buchbinderische Verarbeitung: STRAUSS GMBH, Mörfelden
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16860-9

Inhaltsverzeichnis

1	Vorbemerkungen	7
2	Zum Stand der Diskussion: theoretische Überlegungen, empirische Ergebnisse und offene Fragen.....	15
3	Zur Datenbasis: Design und Feldphase der TIP-Erhebung.....	27
4	„Verliebt, verlobt, verheiratet?“ – Wie lässt sich die Entwicklung von Partnerschaften erfassen?	43
5	Warum verfestigen sich Partnerschaften? Theoretische Argumente und empirische Befunde	55
6	Vier Typen vorehelicher Partnerschaften, Institutionalisierungs- tempo und Beziehungsstabilität.....	79
7	Netzwerkeinflüsse auf Institutionalisierungs- und Auflösungs- prozesse in Partnerschaften.....	101

8 „Values of Cohabitation“: Struktur, Dynamik und Vorhersagekraft subjektiv antizipierter Nutzen- und Kostenaspekte des gemeinsamen Haushaltes.....	123
9 Subjektive Ursachen von Trennungen in nichtehelichen Partnerschaften.....	151
10 Konsequenzen und Bewältigung von Trennungen und deren Determinanten.....	165
11 Zur Institutionalisierung von Partnerschaften – einige abschließende Überlegungen.....	189
Literatur.....	195
Anhang A	
Anmerkungen zu den eingesetzten Methoden und Analyseverfahren.....	207
Anhang B	
Die Fragebögen der TIP-Untersuchung.....	215

Kapitel 1

Vorbemerkungen

‚Verliebt, verlobt, verheiratet‘ – so beginnt ein bekannter Kinderreim. Es gehört jedoch zur alltäglichen Erfahrung, dass die dabei meist unbewusst unterstellte Entwicklungsgeschichte und -dynamik von Paarbeziehungen in mindestens zweierlei Hinsicht nicht stimmen muss: Erstens führt gerade heutzutage nicht jedes Verliebtsein auch zur Verlobung oder gar zur Heirat, Liebes- und Lebensformen haben sich ausdifferenziert und pluralisiert, verschiedene Beziehungs- und Lebensformen werden ausgetestet, Optionen erhöhen sich, bindende Entscheidungen werden aus – wie zu sehen sein wird – guten Gründen möglichst hinausgezögert und im Laufe jeder Biographie wird eine Fülle von Beziehungserfahrungen gesammelt.¹ Zweitens gibt es zwischen diesen groben Entwicklungsschritten – verlieben, verloben, heiraten – eine ganze Reihe von feinen Zwischenschritten, Nuancen und Abstufungen, die zur Beschreibung des Stands einer Beziehung notwendig sind, um nicht wichtige Differenzierungen und deshalb unterschiedliche Entwicklungspfade zu vernachlässigen. So muss man letztlich schon die erste Stufe, das Verliebtsein, sicherlich genauer differenzieren. Zumindest die Trennung zwischen einer romantischen, stark affektuellen Phase einerseits und eher auf vertraute Rituale beruhenden Aspekten der Liebe andererseits (vgl. einleitend Amelang et al. 1991; Florsheim 2003) erscheint unumgänglich. Diese unterschiedlichen Aspekte, aber auch weitere Differenzierungen sind notwendig, wenn man die Entwicklungsprozesse von Partnerschaften genauer abbilden, aber auch theoretisch erklären und empirisch untersuchen will.

Diese groben ersten Überlegungen standen Pate, als im Frühjahr 2007 im Rahmen des durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützten Schwerpunktprogrammes 1161 ‚Beziehungs- und Familienentwicklung (Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics = Pairfam)‘ ein empirisch orientiertes Forschungsprojekt zum „Timing der Institutionalisierung in partnerschaftlichen Beziehungen“ – im Folgenden kurz TIP-Projekt – begonnen wurde, dessen wichtigste Ergebnisse in diesem Band vorgestellt werden sollen. In der traditionellen

¹ Dies bedeutet nicht, dass die Zahl von Partnerschaften in der Kohortenabfolge dramatisch gestiegen ist. Im Laufe der Studie wird noch deutlich werden, wie schwierig manche der verwendeten Konstrukte zu operationalisieren sind. Unabhängig von diesen Schwierigkeiten zeigt sich jedoch, dass die Zahl von Partnerschaften insgesamt nicht allzu hoch ist (Tölke 1991; Brüdel 2004).

Familienforschung und -soziologie (als Überblick Hill & Kopp 2006) werden diese feinen Übergänge, die aus einem anfänglichen Kennenlernen und erstem Verliebtsein eventuell bis hin zur Heirat oder Gründung einer Familie führen, nur selten genauer differenziert. Neben den Überlegungen zur Homogamie (vgl. Wirth 1996) oder den eher psychologischen Arbeiten zur Partnerfindung (vgl. Amelang et al. 1991), stehen dort vor allem die klassischen Schritte ‚Haushaltsgründung‘, ‚Heirat‘ und ‚Familiengründung‘, also die Geburt eines ersten gemeinsamen Kindes des Paares, sowie eventuell die Familienerweiterung oder die Scheidung (vgl. zu diesen Übergängen zusammenfassend Rupp & Blossfeld 2008) im Mittelpunkt. Diese Übergänge lassen sich als Verfestigung oder Institutionalisierung bzw. bei Scheidung als Deinstitutionalisierung der Partnerschaft verstehen. Somit sind sie Phasen der gegenseitigen Erwartungsbildung und -erfüllung bzw. ein mehr oder weniger allmählicher Abbau dieser Gemeinsamkeiten. Diese konzeptionelle und theoretische Lücke sollte genauer betrachtet und – soweit möglich – geschlossen werden. Dabei erschöpfte sich die Projektarbeit nicht nur in der Aufarbeitung bisheriger Überlegungen und der theoretischen (Neu-)Konzeptionalisierung der einzelnen Institutionalisierungsschritte. Vielmehr sollten die entwickelten Überlegungen anhand empirischer Daten überprüft und getestet werden.

Gerade im Bereich der Familienforschung finden sich teilweise seltsam anmutende Diskussionen über das Verhältnis zwischen so genannten qualitativen und quantitativen Verfahren. So wird beispielsweise vermutet, qualitative Verfahren würden eine größere Wirklichkeitsnähe ermöglichen oder zumindest erleichtern (Lenz 2009: 32) und seien deshalb zu präferieren. Es ist eine eher wissenschaftssoziologisch anzugehende Fragestellung, warum gerade in diesem Bereich derartige Missverständnisse und methodologisch abenteuerliche Vorstellungen herrschen. Die wissenschaftstheoretische und methodologische sowie methodenorientierte Diskussion der letzten Jahrzehnte sollte jedoch deutlich gemacht haben, dass selbstverständlich die verschiedensten qualitativen Methoden ihren festen Platz im Kanon des wissenschaftlichen Arbeitens besitzen und sie in der Regel nahezu unabdingbar sind, um sich selbst bekannte Forschungsfelder neu oder immer wieder zu erschließen (vgl. einleitend Abraham & Kopp 2008). Wenn man jedoch über die Beschreibung sicherlich interessanter Einzelfälle oder der paradigmatischen Darstellung sozialer Prozesse und damit einer – wie sie von den entsprechenden Vertretern selbst ab und an so bezeichnet wird – Nanosozilogie hinaus ein Interesse an Verallgemeinerungen oder auch nur Verteilungsannahmen hat, führt kein Weg an auf Zufallsstichproben beruhenden und eben deshalb verallgemeinerbaren Untersuchungen vorbei. In Anbetracht der meist notwendigen Fallzahlen und der damit einhergehenden faktischen Unmöglichkeit, ungewollte Beeinflussungen und Reaktivität im Interviewprozess zu kontrollieren, sind standardisierte Verfahren in der Regel angemessen, zumal hier genaue Gütekriterien formulierbar sind. Die ab und an zu findende Diskussion über das Verhältnis von qualitativen und quantitativen

Verfahren und die dort proklamierte Lösung in Form der Triangulation übersieht meist die beiden zu differenzierenden Schritte: Wie wird einerseits die zu untersuchende Gruppe bestimmt – wobei es ausreicht, zwischen Zufallsstichproben und nichtzufälligen Auswahlverfahren zu unterscheiden – und wie werden andererseits die Daten dann erhoben. Wer ein neues Feld kennen lernen und die Vielfalt der empirischen Welt und eventueller Einflussfaktoren skizzieren will, dem ist sicherlich angeraten, sich bewusst bestimmte Fälle auszuwählen und die Möglichkeiten dieser eher ethnographischen Studien auch nicht durch allzu strikte und stark strukturierte Befragungsformen einzugrenzen.² Wenn man inhaltlich an verallgemeinerbaren Aussagen interessiert ist und zudem die Fülle von Biasvariablen im Interviewprozess kontrollieren will – denn wie zu Recht von allen Seiten immer wieder betont wird: auch das Interview ist eine soziale Situation, in der Realität produziert und konstruiert wird – muss im Mittelpunkt der empirischen Arbeiten eine standardisierte Befragung einer zufällig ausgewählten Stichprobe stehen.

Zielsetzung des Projektes war es also, die verschiedenen Schritte bei der Bildung und Verfestigung von Paarbeziehungen, die einzelnen Schritte der Institutionalisierung theoretisch genauer zu fassen und diese Überlegungen dann empirisch umzusetzen. Nicht aus allen ‚Liebeleien‘ werden ernsthafte Beziehungen und bei weitem nicht alle ernsthafte Beziehungen werden zu Ehen und schließlich entsprechen nur – je nach Schätzung und abhängig von den betrachteten Eheschließungskohorten – rund 60 bis 70 Prozent dieser Ehen dem zumindest in Hollywood-Filmen immer wieder zitierten Satz ‚bis dass der Tod Euch scheidet‘. Welche Schritte und Mechanismen sind aber dafür verantwortlich zu machen, dass in einigen Fällen aus einer ersten Liebe eine lang anhaltende Partnerschaft wird und im nächsten Fall die Phase romantischer Liebe nur kurz währt oder gar von einem ‚Rosenkrieg‘ abgelöst wird? Folgen Paare beim Übergang vom ersten Kennenlernen hin zu einer stabilen Beziehung dabei festen Regeln und Entwicklungspfaden oder gibt es verschiedene, individualisierte und bastelbiographische Wege, sich in einer Beziehung weiter zu entwickeln? Sind bestimmte Übergänge – wie die Einführung in die jeweiligen Freundeskreise und Familien, eine Vermehrung der jeweils miteinander verbrachten Zeit, gemeinsame Urlaube, das Deponieren von Gegenständen in der Wohnung des jeweils anderen oder gar die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes – für alle Paare nur eine Frage der Zeit und erfolgen in einer bestimmten Reihenfolge? Oder lassen sich Beziehungsverläufe an bestimmten Stellen mehr oder weniger beliebig

² Eine Fülle von Studien zeigt, welch interessante Ergebnisse dabei entstehen können (vgl. etwa Kaufmann 1994; 2004). Wissenschaftstheoretisch muss man diese Überlegungen jedoch in den so genannten Entdeckungszusammenhang einordnen und es wäre beispielsweise – um noch einmal auf die Frage nach dem Morgen danach (Kaufmann 2004) einzugehen – interessant, wie sich die verschiedenen Reaktionen auf die erste gemeinsame Nacht verteilen, ob sich hierbei historische Veränderungen zeigen und von welchen persönlichkeitsbedingten, paarbezogenen und soziologischen Faktoren die unterschiedlichen Reaktionen und gegenseitigen (An-)Passungen abhängen.

lange anhalten, ohne dass dies die Stabilität oder Qualität der Beziehung beeinflusst? Existieren in diesen Entwicklungsbahnen Übergänge und Ereignisse, die die Beziehung unwiderruflich festlegen und von denen aus sich eine Beziehung, die nicht mehr ‚rückwärts‘ entwickeln, sondern bestenfalls auf dieser Ebene stagnieren kann oder sich auflösen muss? Oder konkret: Lässt sich beispielsweise ein einmal an den Partner übergebener Schlüssel für die eigene Wohnung wieder zurückfordern, ohne damit gleich die Beziehung zu beenden? Weisen vielleicht nur bestimmte Paarkonstellationen eine derartige Reusenstruktur auf und andere, aber bestimmbare Paare folgen unterschiedlichen Entwicklungsschritten und -logiken? Ist das Timing der einzelnen Prozesse von bestimmbarer Größen abhängig oder folgen Paare einer mehr oder weniger eigenlogischen, beziehungspezifischen Zeit? Hat die Geschwindigkeit, in der die einzelnen Phasen durchlaufen werden, Folgen für die Stabilität der Beziehung?

Diese und ähnliche Fragen mehr standen am Beginn unseres Forschungsprojektes. Nahezu selbstverständlich ist es, dass im Laufe der Projektarbeiten einige Fragen nicht – oder zumindest: so nicht – zu beantworten waren und immer wieder auch neue Fragen auftauchten. Trotzdem bilden die genannten Überlegungen das Gerüst der folgenden Monographie. Um diesen Problemen nachzugehen, soll zuerst (Kapitel 2) ein Überblick über die bisherige Forschung zur internen Entwicklungsdynamik von Paarbeziehungen und damit deren Institutionalisierung gegeben werden. Dabei kann man leider nicht auf einen festen Theoriebestand rekurren, sondern ist gezwungen, verschiedene Felder gemeinsam zu betrachten und die wichtigsten Aspekte miteinander zu verknüpfen. Es zeigt sich aber, dass hier eine Fülle von Vorarbeiten und Anschlussmöglichkeiten besteht.

Im Mittelpunkt der Ausführungen sollen jedoch nicht so sehr theoretische Betrachtungen und Spekulationen, sondern empirische Beobachtungen und Analysen stehen. Wie immer sind dabei verschiedene Herangehensweisen denkbar, wenn man jedoch über anekdotisches Wissen hinaus fundierte Erkenntnisse erzielen will, muss man auf breit angelegte und letztlich auf einer Zufallsstichprobe beruhende Daten zurückgreifen. In der Zwischenzeit liegen gerade im Bereich der Familienforschung relativ viele nutzbare Datenbestände wie etwa das Familiensurvey oder das Sozio-ökonomische Panel vor (vgl. als Überblick Abraham & Kopp 2008). Bedauerlicher Weise finden sich aber in diesen Daten nicht die notwendigen Informationen, um die in diesem Projekt im Mittelpunkt stehenden Fragen der Institutionalisierung – und eben auch Deinstitutionalisierung – wirklich hinreichend gut analysieren zu können. Aus diesem Grunde wurde im Jahr 2007 eine auf Informationen des Einwohnermeldeamts beruhende Stichprobe zu diesen Prozessen und Entwicklungen erhoben und befragt. Im Kapitel 3 sollen diese, die Grundlage der weiteren Analysen bildenden Daten genauer vorgestellt werden, wobei auch die mit dieser Datengrundlage verbundenen Probleme und Einschränkungen zu diskutieren sind.

Im Mittelpunkt des Projektes stehen Prozesse der Institutionalisierung von Paarbeziehungen. Welche Stadien durchlaufen Paare normaler Weise, welche Ereignisse führen dazu, dass die Bindung größer wird? Lassen sich hier allgemeine Aussagen treffen oder ist für jedes Paar die ‚Magie‘ der Liebe unterschiedlich? Im vierten Kapitel wird genau diesen Fragen nachgegangen, indem untersucht wird, ob sich die Entwicklungsprozesse von Paaren in einer für alle Paare gültigen Skala erfassen lassen. Bei diesem Vorgehen lassen sich prinzipiell zwei unterschiedliche Herangehensweisen finden. Einerseits ist es möglich, mit Hilfe eher psychologischer Modelle und Skalen das gegenseitige Commitment und die Entwicklung von verschiedenen Liebesdimensionen zu erfassen (vgl. Amelang et al. 1991). Andererseits finden sich Versuche, die Entwicklungen von Paarbeziehungen anhand bestimmter Handlungen und Ereignisse zu bestimmen. Im vorliegenden Modell wird diesem zweiten Weg gefolgt und in Anlehnung an eine Arbeit von King und Christensen (1983) eine Skala partnerschaftlicher Institutionalisierung konstruiert.

Nahezu zwangsläufig schließt sich die Frage an, ob es sozialstrukturelle, soziologische oder beziehungspezifische Faktoren gibt, die das Entwicklungstempo der Institutionalisierung beeinflussen. Welche Umstände führen zu einer raschen Institutionalisierung und welche Paare bleiben vielleicht auf einer niedrigen Stufe stehen? Sind eher beziehungsinterne Prozesse für eine Verstetigung verantwortlich oder sind es äußere Gegebenheiten und Anlässe? Das Kapitel 5 widmet sich dieser Fragestellung.

Eng damit einher geht die Überlegung, ob sich bestimmte Typen von Beziehungen bestimmen lassen. Es wird also der Frage nachgegangen, ob es voneinander abgrenzbare Typen vorehelicher Paarbeziehungen gibt, die sich durch ein Bündel spezieller Eigenschaften charakterisieren lassen. Hierzu werden mit Hilfe clusteranalytischer Verfahren vier unterschiedliche Konstellationen herausgearbeitet und näher betrachtet (Kapitel 6). Hierbei finden sich zwei Gruppen von Paaren, die relativ jung sind, die sich aber dahingehend unterscheiden, ob sie einen eher belastenden familialen Hintergrund – operationalisiert über die Scheidung oder Trennung der Eltern – haben oder nicht. Eine dritte Gruppe zeichnet sich durch ihre große Harmonie aus. Die eher dem Durchschnitt entsprechenden Paare bilden als vierte Gruppe sozusagen die Referenzkategorie.

Im siebten Kapitel wird der Einfluss sozialer Netzwerke genauer betrachtet. Hierbei wird untersucht, inwieweit die Einstellungen relevanter Netzpersonen die Institutionalisierung des Paares beeinflussen. Verhindern, beschleunigen oder verlangsamen die Meinungen der peers oder der Eltern die Entwicklung einer gemeinsamen Paaridentität? Werden diese Prozesse eventuell durch bestimmte Variablen moderiert – wie es etwa ab und an mit Bezug auf die klassische Tragödie von William Shakespeare behauptet wird? Andererseits soll in diesem Abschnitt der Frage nachgegangen werden, ob sich Diffusionsprozesse, so genannte soziale „Ansteckungsprozess“ hinsichtlich der Heirat in bestimmten peer-groups finden. Verän-

dert sich eventuell das Framing einer Beziehung, wenn im Bekanntenkreis der Fokus von romantischer Liebe hin zur Familie wechselt?

Eine der wichtigsten Veränderungen im Bereich der Familienforschung ist die starke Zunahme so genannter nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Während bis vor 40 Jahren derartige partnerschaftliche Lebensformen zumindest in der alten Bundesrepublik gesetzlich nahezu unmöglich waren – der so genannte Kuppeleiparagraph untersagte die Vermietung einer Wohnung an ein unverheiratetes – Paar stellen sie heute einen festen und nahezu obligatorischen Bestandteil des Lebenslaufes dar. In den meisten Beziehungen stellt die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes einen der wichtigsten Insitutionalisierungsschritte dar, der auch als bedeutsame Test- und Erprobungsphase angesehen wird. Nun unterliegt auch dieser Übergang natürlich individuellen Schwankungen – der Zeitpunkt, zu dem dieser Schritt unternommen wird, hängt von einer ganzen Reihe von paarbezogenen und sozialstrukturellen Faktoren ab wie die – übrigens erstaunlich wenigen – Studien zu diesen Fragen zeigen. Noch seltener steht allerdings der diese Verbindungen verursachende Mechanismus im Mittelpunkt. Wie vermitteln sich objektive Faktoren und individuelle Handlungen? Um dieser Frage nachzugehen, wird im achten Kapitel der Einfluss der subjektiv antizipierten Nutzen- und Kostenvorstellungen des gemeinsamen Haushaltes genauer untersucht und analysiert.

Auch wenn die verschiedenen Prozesse der Institutionalisierung einer Partnerschaft im Mittelpunkt des diesen Bandes zugrunde liegenden Forschungsprojektes stehen, ist es natürlich auch von Interesse, die andere Seite dieser Entwicklung genauer zu betrachten. Welche Faktoren führen dazu, dass Institutionalisierungsprozesse scheitern, dass Beziehungen sich verlieren oder auseinandergehen? Um diesen Fragen nachzugehen, werden zwei Aspekte dieser Deinstitutionalisierung genauer betrachtet: Im Kapitel 9 wird untersucht, welche subjektiven Trennungsgründe von den Paaren für die Auflösung ihrer Beziehung verantwortlich gemacht werden. Gerade in der soziologischen Scheidungsforschung gab und gibt es eine Diskussion darüber, inwieweit subjektiven Motiven eine eigenständige Erklärungsleistung zukommt oder ob diese Motive nichts weiter sind als mehr oder weniger korrekte Spiegelungen der objektiven Umstände, die vor allem von Interesse sind. In dieser Diskussion muss man keine vorgefestigte Meinung vertreten, vielmehr soll in diesem Kapitel untersucht werden, welche Rolle diesen Motiven empirisch zukommt. Besonders interessant ist dabei, dass in der vorliegenden Untersuchung nicht wie üblicher Weise das Auseinandergehen fest institutionalisierter Partnerschaften oder Ehen im Mittelpunkt steht, sondern dass hier Deinstitutionalisierungen in allen Entwicklungsschritten beobachtbar sind.

Spätestens seit der klassischen Studie von Weitzman (1985) gehört es zum soziologischen Standardwissen, dass gerade für Frauen die Auflösung einer Ehe neben sozialen und psychologischen Konsequenzen auch der Auslöser ökonomischer Probleme sein kann. Entsprechende Studien finden sich in der Zwischenzeit auch

für die Bundesrepublik (vgl. Andreß et al. 2006). Im Kapitel 10 soll nun untersucht werden, welche Konsequenzen die Auflösung einer Beziehung in früheren Stadien der Institutionalisierung haben. Hierbei wird nach Determinanten für ökonomische, psychosoziale und bindingsbedingte Folgen einer Trennung gesucht.

Im abschließenden Kapitel 11 werden die wichtigsten Ergebnissen, aber auch weitere Forschungsdesiderate diskutiert, denn selbstverständlich entstehen in Forschungsprojekten nahezu genauso viele neue Fragen wie alte beantwortet werden. So zeigte sich, dass beispielsweise aufgrund des beschränkten Altersrahmens der Befragung entsprechende Untersuchungen zur lebenszyklischen bzw. altersabhängigen Variation bestimmter Institutionalisierungsprozesse kaum durchzuführen sind. Gerade vor dem Hintergrund der hohen Lebenserwartung und der hohen und vielleicht sogar steigenden Scheidungszahlen sind Partnerfindungsprozesse nicht nur auf Jugendliche bzw. junge Erwachsene beschränkt. Es ist jedoch zu vermuten, dass diese Prozesse bei älteren Personen – beispielsweise aufgrund der unterschiedlichen Erfahrungshorizonte, aber auch der sicherlich nicht gleichen Lebensumstände – anders ausgestaltet sind.

Im Anhang befindet sich eine kurze und nicht-technische Darstellung der wichtigsten in der Studie zum Einsatz kommenden statistischen Analyseverfahren. Dieser Überblick kann und soll kein Lehrbuch darstellen, sondern nur erste Hinweise auf die Vorgehens- und vor allem Interpretationsweise, aber auch eventuell vorhandene Schwierigkeiten und Einschränkungen der einzelnen Verfahren geben. Darüber hinaus finden sich in einem zweiten Anhang die Fragebögen der ersten und zweiten Befragung, um die genaue Formulierung der Fragen nachlesen zu können.

Vielleicht mag es dem ein oder anderen bei einem ersten Blick auf dieses Buch aufgefallen sein, dass es sich nicht – wie es häufig üblich ist – um einen von einer oder mehreren Personen herausgegebenen Sammelband der wichtigsten Projektergebnisse handelt, sondern dass insgesamt vier Personen als gleichberechtigte Autoren genannt sind. Obwohl selbstverständlich die Beiträge nicht vollständig in gemeinsamer Arbeit geschrieben wurden, sind im Laufe der Projektarbeit so viele Gemeinsamkeiten entstanden, dass es wenig sinnvoll erschien, die einzelnen Beiträge wieder genau zuzuschreiben. Das dieser Arbeit zugrunde liegende Forschungsprojekt wurde 2006 an der Professur für empirische Sozialforschung des Instituts für Soziologie der TU Chemnitz von Johannes Kopp mit großer Unterstützung von Daniel Lois beantragt. Im April 2007 begann Christina Kunz die eigentliche Projektarbeit. Seit Mai 2008 arbeitet Oliver Arránz Becker an der Professur für allgemeine Soziologie des Instituts für Soziologie der TU Chemnitz und konnte zur Kooperation für diese Publikation gewonnen werden.

Bei einem derartigen Unterfangen ist wie immer die Liste der Personen lang, die durch Rat und Tat zu seinem letztendlichen Gelingen beigetragen haben. Zuallererst sind hierbei die Personen zu nennen, die im Rahmen der empirischen Erhebung bereitwillig Auskunft über ihre persönlichen Beziehungen gegeben haben. Unser

Dank gilt darüber hinaus den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Einwohnermeldamtes der Stadt Chemnitz für ihre große Kooperationsbereitschaft. Johannes Huinink und Bernhard Nauck haben, auch als Koordinatoren des DFG-Schwerpunktprogramms Pairfam, das Projekt begleitet und standen immer für Diskussionen bereit. Daniela Ackermann, Anne Keßler und Nico Stawarz haben als studentische Hilfskräfte tatkräftig zum Gelingen der empirischen Untersuchung beigetragen. Viele Kolleginnen und Kollegen im Institut für Soziologie der TU Chemnitz, aber auch an anderen Standorten des PAIRFAM-Verbundes standen immer für Diskussionen bereit. Ihnen allen sei dafür herzlichst gedankt. Nico Stawarz und Franziska Schork haben – man ist versucht zu sagen: wieder einmal – die Herstellung des Manuskriptes in den verschiedensten Phasen in jeder erdenklichen Art begleitet. Ohne die Unterstützung der deutschen Forschungsgemeinschaft hätte das Projekt nicht stattfinden und ohne das Interesse des VS Verlages an dieser Thematik dieses Buch nicht publiziert werden können. Auch hierfür unseren herzlichsten Dank.

Kapitel 2

Zum Stand der Diskussion: theoretische Überlegungen, empirische Ergebnisse und offene Fragen

Wenn man sich mit dem Forschungsstand zur Institutionalisierung von Partnerschaften auseinandersetzt, so kommt man vor einer Sichtung der relevanten Überlegungen letztlich nicht umhin, sich zuerst darüber Gedanken zu machen, was eigentlich unter Partnerschaften und unter Institutionalisierung verstanden werden soll. An einer solchen Stelle finden sich in anderen (familien-)soziologischen Lehrbüchern dann gerne relativ breit angelegte Diskussionen über die Vor- und Nachteile verschiedener Definitionsversuche (vgl. Hill & Kopp 2006: 12ff.; Lenz 2009: 11ff.). Auch wenn man sich – nicht nur in der Wissenschaft – sicherlich ab und an Gedanken darüber machen sollte, über und von was man eigentlich spricht, so sind lange Streitereien über verschiedene Definitionsversuche in aller Regel sinnlos. Definitionen sind nichts anderes als sprachliche Vereinbarungen und Kürzel und sollen die Kommunikation erleichtern. Unterschiedliche Definitionen können diese Aufgabe dann mehr oder weniger gut erfüllen und sind somit mehr oder weniger funktional, Definitionen können aber nicht richtig oder falsch oder wahr oder unwahr sein.

Ein gutes Beispiel liefert die in der Wissenschaft, vor allem aber auch in der Politik und der Öffentlichkeit aufflackernde Diskussion über die Familie und deren begriffliche Bestimmung. So finden sich vor allem in der Politik Versuche, Familie allein über die Existenz eines Kindes zu definieren: ‚Familie ist da, wo es Kinder gibt‘. So verständlich, gut gemeint und wohl auch sinnvoll die politische Intention hinter dieser Definition sein mag, so findet sich in der Familiensoziologie immer noch eine Definition von Familie, die darüber hinaus die gemeinsame Haushaltsführung beider Eltern als Kriterium anführt. Eine solche Definition impliziert nun aber nicht, dass beispielsweise Alleinerziehende kein Thema der Familiensoziologie sind oder gar sein sollen. Wenn man aber beispielsweise die Qualität von Eltern-Kind-Beziehungen untersucht, wird man sicherlich spätestens dann die Koresidenz als Einflussgröße einbeziehen und man wird wohl feststellen, dass sich beispielsweise die Vater-Kind-Beziehungen in Familien, die einen gemeinsamen Haushalt haben, eventuell von den Vater-Kind-Beziehungen unterscheiden, in denen die Eltern

keinen gemeinsamen Haushalt führen. Anstelle der doch etwas umständlichen Beschreibungen würde man vielleicht dann an dieser Stelle – und das eben aus Gründen der Sprachökonomie – wieder einfacher von Familien und Alleinerziehenden sprechen.

Diese Aufgabe von Definitionen bedenkend soll nun zuerst geklärt werden, was Gegenstand der im Folgenden ausgeführten Überlegungen ist: Welche Art persönlicher Beziehung fällt unter den Begriff der Partnerschaft und was wird unter Institutionalisierung verstanden?

Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen und Analysen stehen gegenseitliche, enge emotionale Liebesbeziehungen. In den Vereinigten Staaten hat sich eine Forschungstradition unter dem Begriff der ‚Close Relationships‘ (vgl. Kelley et al. 1983; Duck 1997; Reis 2007) etabliert, die – auch wenn sie ihren Schwerpunkt auf Partnerschaften richtet – ebenso Freundschaften oder die Beziehung zu den Eltern oder eigenen Kindern umfasst (Berscheid & Peplau 1983: 1; vgl. zur Abgrenzung der verschiedenen Formen auch Allan 2008). In der Bundesrepublik finden sich Versuche, den Begriff der Zweierbeziehung einzuführen (Lenz 2009). Unabhängig von diesen – wie gezeigt: ja meist wenig fruchtbaren – Diskussionen über Begriffe, soll im Folgenden die Entwicklungsdynamik von Beziehungen zwischen Frauen und Männern untersucht werden, die zumindest zum Teil auf einer engen emotionalen, affektiven Basis beruhen und sich beispielsweise von Freundschaften oder intergenerationalen Beziehungen durch eine romatisch-sexuelle Komponente unterscheiden (vgl. Miller & Benson 1999). Sicherlich kann man weitere Einschränkungen und Spezifikationen durchführen und die gerade berücksichtigten Kriterien kritisch diskutieren. So unterliegen auch gleichgeschlechtliche Beziehungen ähnlichen Gesetzmäßigkeiten (vgl. Kurdek 2004, 2005; Black et al. 2000), vor allem die hochritualisierten Institutionalisierungsschritte wie Heirat oder gar Familiengründung bedürfen dort jedoch einer genaueren Analyse und können nicht en passant abgearbeitet werden. Auch das Kriterium der engen emotionalen Liebesbeziehung ist sicherlich nicht immer eindeutig, vor allem wenn man das Interesse auch auf Deinstitutionalisierungsprozesse richten will und damit auf Beziehungen, die sich eventuell durch das Fehlen genau dieser Basis auszeichnen, aber vielleicht aus unterschiedlichsten Gründen doch stabil sind (vgl. hierzu schon Lewis & Spanier 1979). Partnerschaften weisen dabei in aller Regel bestimmte typische Eigenschaften auf. Charakteristisch sind sicherlich das „Moment der personellen Unersetzbarkeit“ und die „als Idealisierung unterstellte Fortdauer“ (Lenz 2009: 42), die auch als Unendlichkeitsfiktion bezeichnet wird. Berscheid und Peplau (1983: 13) führen folgende Punkte an: „A high degree of interdependence between two people is revealed in four properties of their interconnected activities: (1) the individuals have frequent impact on each other, (2) the degree of impact per each occurrence is strong, (3) the impact involves diverse kinds of activities for each person, and (4) all of these properties characterize the interconnected activity series

for a relative long duration of time". Dass diese verschiedenen Kriterien im Laufe einer Beziehung eben auch wieder verschwinden können, ist Gegenstand der Untersuchung.

In der Praxis der empirischen Sozialforschung erscheint die Definition von Beziehungen eher unproblematisch. So lautet beispielsweise die entsprechende Frage in dem vom Deutschen Jugendinstitut organisierten Familiensurvey (vgl. Tölke 1991: 120f.) wie folgt: „Ich möchte Sie nun nach Zeiten in Ihrem Leben fragen, in denen Sie eine feste Partnerschaft hatten oder verheiratet waren, einschließlich der Partnerschaft oder Ehe, in der Sie heute leben. Mit fester Partnerschaft meine ich vergangene Beziehungen, die mindestens ein Jahr andauerten und mehr waren als vorübergehende Bekanntschaften oder Schwärmereien, sowie eine heutige feste Partnerschaft, auch wenn sie noch nicht ein Jahr dauert. Die jetzige Ehe ist natürlich auf jeden Fall gemeint. Hatten Sie bisher schon eine oder mehrere Partnerbeziehungen in diesem Sinne?“⁴. In anderen Untersuchungen wird der Zeitraum auf 6 Monate verkürzt (vgl. Lauterbach 2007), in manchen Untersuchungen wird ganz darauf verzichtet, einen zeitlichen Rahmen vorzugeben – wie etwa in der PAIR-FAM-Befragung aus dem Jahr 2008. Bei einem Vergleich der verschiedenen Untersuchungen ist auf solche Unterschiede in der Operationalisierung selbstverständlich zu achten und manche Befunde – wie beispielsweise die insgesamt geringe Zahl an Beziehungen im Lebensverlauf (vgl. Tölke 1991 oder Brüderl 2004) – ist auch auf die zugrunde liegende Definition zurückzuführen. Darüber hinaus kann man vermuten, dass sich in unterschiedlichen Lebensphasen auch differierende Selbstdefinitionen von Partnerschaften finden (vgl. etwa Furman & Simon 1999). Das Eingehen einer Partnerschaft bedeutet für Jugendliche sicherlich etwas anderes und hat einen ganz anderen Zukunftsbezug als für junge Erwachsene (vgl. einleitend Florsheim 2003). Bei Querschnittbetrachtungen könnten dann eventuell Kohortenunterschiede sich eher hierauf als auf sich wandelnde Verhaltensmuster gründen.⁵ Da die Altersspanne der im TIP-Projekt untersuchten Personen jedoch relativ gering ist, sollten dadurch keine Probleme entstehen.

Partnerschaften in dem hier verstandenen Sinne einer spezifischen Form von close relationships oder romantic relationships sind somit die gemeinsame Basis unterschiedlicher Lebensformen wie Ehen, nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften, Dating-Beziehungen, living-apart-together-Beziehungen, Jugendlieben oder was

³ Es ist eine offene Frage, ob sich die immer wieder thematisierte sexuelle Liberalisierung wirklich so deutlich zeigt, wie ab und an vermutet. So berichtet beispielsweise White (1990: 28), dass sich bei einem Vergleich der Kohorten 1925-44, 1945-64 und 1965-1984 zwar ein Rückgang des Alters beim ersten Sex und bei der ersten festen Partnerschaft (going steady) zeigt, jedoch nicht beim Alter, bei dem das erste Date stattfand (zur amerikanischen Dating-Kultur vgl. White 1990 oder klassisch Waller 1937; als neueres Dokument kultureller Besonderheit vgl. auch Fein & Schneider 2007). Auf der anderen Seite ist darauf hinzuweisen, dass manchmal schon in ein und derselben Beziehung zweier Personen die entsprechenden Definitionen über den Status der Beziehung nicht übereinstimmen (vgl. Knab 2005; Knab & McLanahan 2007).

man hier noch immer aufführen möchte. Die gerade genannten, aber auch andere Charakterisierungen von Partnerschaften stellen, dann eventuell Phasen in der Entwicklungsdynamik dar, die im Mittelpunkt des TIP-Projektes stehen. In diesem Rahmen sollen vor allem so genannte Institutionalisierungsprozesse untersucht werden. Hierfür muss in einem zweiten Schritt abgeklärt werden, was unter Institutionalisierung verstanden werden soll.

Institutionen stellen eine soziologische Grundkategorie dar und lassen sich als relativ dauerhafte Erwartungen definieren, dass bestimmte Regeln eingehalten werden. Institutionen stellen somit erwartbare Verhaltensregelmäßigkeiten dar (vgl. ausführlicher Esser 2000). Mit dem Prozess der Institutionalisierung ist der Aufbau dieser – im einfachsten Fall einer dyadischen Interaktion – gegenseitigen Regelerorientiertheit beschrieben, die dann allerdings rasch, wie etwa Berger und Luckmann (1977) zeigen, auch allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Gerade enge Beziehungen in dem hier verstandenen Sinne erzeugen prototypisch eigene soziale Welten, mit eigenen Ritualen und Bedeutsamkeiten (vgl. Berger & Kellner 1965; Bell et al. 1987). Institutionalisierung ist also hier der Prozess, bei dem sich eine gemeinsame neue Identität als Paar bildet. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Frage, welche einzelnen Schritte bei diesem Emergenzprozess zu beobachten sind, der von einzelnen Interaktionen zur Bildung und allgemeinen sozialen Akzeptanz eines Paares und einer Beziehung führen. Wie wird der soziale Tatbestand einer Beziehung erschaffen? Bei aller Idiosynkrasie der individuellen Prozesse und der proklamierten Einzigartigkeit der dadurch entstehenden Beziehung zeigen sich dabei jedoch meist auch verallgemeinerbare Muster in der Entwicklung von Paarbeziehungen. Im Zusammenhang mit dem TIP-Projekt sind nun die Manifestationen genau dieser Institutionalisierungsprozesse von besonderem Interesse. Welche einzelnen Schritte und Übergänge lassen sich beobachten? Lassen sich bestimmte Muster festmachen, die beispielsweise zu dauerhaft eher instabilen Beziehungen führen währenddessen andere Verläufe zu eher stabilen Beziehungen führen? Zur Beantwortung dieser und weiterer Fragen wurden im Rahmen des TIP-Projekts junge Erwachsene zu ihren Partnerschaften sowie deren Verläufen befragt.

Bevor nun die empirischen Ergebnisse dieser Untersuchung vorgestellt werden können, sollen im Folgenden zuerst verschiedene Modelle der Partnerschaftsentwicklung vorgestellt und diskutiert werden (vgl. als ersten Überblick Lenz 2009: 65ff.). Wer nun vermutet, dass dieses Thema im Schnittpunkt von (Familien-)Soziologie, (Entwicklungs-)Psychologie und öffentlichem Interesse bereits mehr als gut erforscht und der Literaturstand eher überbordend ist, wird enttäuscht oder verwundert sein. Erstaunlicher Weise ist die entsprechende Literatur relativ übersichtlich. Auch wenn es müßig ist, über die Gründe für diese Tatsache zu spekulieren, so mag das Interesse der (Familien-)Soziologie an einigen wenigen, dafür sehr klar definierbaren Übergängen wie eben in die Ehe oder in die Familie und der (Entwicklungs-)Psychologie an individuellen Prozessen und Voraussetzungen für

das Eingehen von Partnerschaften (vgl. exemplarisch Crittenden 1997 oder Collins & Sroufe 1999) hierbei sicherlich eine Rolle spielen. Die (frühen) Entwicklungsschritte von Beziehungen als Entität bleiben meist unthematisiert. Dies ist umso erstaunlicher, da es doch einige, aus heutiger Sicht nahezu klassische Vorarbeiten zu dieser Thematik gibt. Im Folgenden sollen diese aus den unterschiedlichsten Bereichen kommenden Ideen skizziert werden, bevor abschließend einige die wichtigsten Punkte zusammenfassende Überlegungen vorgestellt werden können.

Eine nähere Analyse der mit der Partnerschaftsentwicklung verbundenen Entscheidungen und Interaktionen nährt die Vermutung, dass sich bestimmte Grundmuster innerhalb des Prozesses der Paarbildung finden und dass sich darauf aufbauend Entwicklungsmodelle formulieren lassen. Diese Modelle kann man allgemein als Filter- oder Stufenmodelle bezeichnen, da sie eine Abfolge von typischen Interaktionsverdichtungen darstellen, wobei die erfolgreiche Interaktion innerhalb einer Stufe als Vorbedingung für das Erreichen der jeweils folgenden Stufe vorausgesetzt wird. Eines der ersten Modelle entwickelte Reiss (1960). Ihre wheel theory unterscheidet vier Stadien: ‚rapport‘, ‚self revelation‘, ‚mutual dependency‘ und ‚personality need fulfillment‘.

Im Initialprozess des ersten Schrittes ist die Ähnlichkeit der kulturellen und sozialen Herkunft der Personen von besonderer Bedeutung, da diese die Kompatibilität der persönlichen Bedürfnisse begünstigt. Ergeben sich hier hinlänglich Übereinstimmungen und damit ein Gefühl subjektiven Wohlbefindens und wechselseitiger Anerkennung, wird die zweite Stufe erreicht, in der die Beteiligten intimere persönliche Fakten und Ansichten offen legen, wobei auch hier weniger die psychologischen Charakteristika im Zentrum des soziologischen Interesses stehen als vielmehr die soziale Herkunft, die ihrerseits bestimmt, welche persönlichen Anliegen offen gelegt werden, über welche Themen gesprochen wird und welche – eventuell auch sexuellen – Aktivitäten akzeptiert werden. Werden diese Interaktionen wechselseitig positiv beurteilt, entwickelt sich im dritten Stadium eine wechselseitige Abhängigkeit, ein dyadisches ‚habit system‘, aus dem schließlich viertens als mögliche Konsequenz eine wechselseitig als befriedigend empfundene Beziehung erwächst. Nach Reiss können diese vier Stufen nur analytisch getrennt werden; empirisch wiederholt sich dieser Prozess auf den verschiedenen Stufen, und die Abhängigkeiten, Aktivitäten und Befriedigungen nehmen zu. Er kann aber auch zum Stillstand kommen bzw. in umgekehrter, negativer Richtung ablaufen und damit eine Beziehung beenden (Reiss 1960: 143). Weiter glaubt Reiss, dass auch alle anderen affektiven Beziehungen diesem Muster folgen (Reiss 1960: 145). Die wheel theory ist zu Recht vor allem aus zwei Gründen kritisiert worden (vgl. Murstein 1976: 92; 1986: 82): Erstens fehlt es an empirischen Belegen, und zweitens können die Ausführungen von Reiss wohl kaum als Theorie im engeren Sinne qualifiziert werden. Dazu fehlen eine allgemeine theoretische Perspektive, aus der der erklärende Mechanismus, der von einer Stufe in die nächste überleitet, übernommen wird, und Angaben über die

Bedingungen, die erfüllt sein müssen, wenn der Prozess von einer Stufe zur nächsten schreiten soll (Huston 1974).

Im Anschluss an diese Thesen wurden weitere Vorschläge gemacht, die jeweils verschiedene inhaltliche Schwerpunkte berücksichtigen und theoretisch zunehmend austauschtheoretische Argumente explizieren. Am wichtigsten dabei ist das Stimulus-Value-Role-Modell von Murstein (1986). Dieses Modell ist nach der Relevanz verschiedener Handlungsorientierungen benannt. Auch hier ist die Partnerwahl kein singulärer Entscheidungsakt, sondern ein Prozess, in dem sukzessiv die Eignung des anderen für eine dauerhafte Partnerschaft oder Ehe erprobt wird. Dabei läuft der Prozess durch drei Stadien: Im Stimulusbereich geht es primär um die Kontaktaufnahme und deren Stabilisierung. Als dominantes Kriterium sieht Murstein die physische Attraktivität, aber zweifellos dürfte hier auch die Emotion der romantischen Liebe von großer Bedeutung sein. Murstein vermutet, dass Personen mit ausgeprägter Attraktivität begehrter sind als weniger attraktive Personen. Attraktive Personen haben zwar einen höheren intrinsischen und sozialen Belohnungswert, aber dieser Belohnungswert ist nicht der entscheidende Faktor für die ersten Kontakt- und Interaktionsversuche. Vielmehr wird der erwartete Nutzen mit der Erfolgswahrscheinlichkeit gewichtet. Vor diesem Hintergrund werden dann nicht nur attraktive Personen präferiert, sondern unter Berücksichtigung der eigenen Erfahrungen und der eigenen Attraktivität können auch weniger attraktive Personen die bessere Wahl sein (Murstein 1976: 117f.). Die entsprechenden Überlegungen und Entscheidungen spielen sich dabei in einem sozial strukturierten Handlungsraum und nicht auf einem perfekten Markt ab. In der zweiten Phase, dem Wertestadium, verlieren die Attraktivität und analog die romantische Liebe an Bedeutung. Dafür gewinnt die allgemeine Wertorientierung der Partner an Relevanz. Die Einstellungen, Meinungen, Lebensorientierungen und -planungen sowie das soziale Umfeld des Partners bestimmen die Kommunikation. Wenn diese Weltsichten und Alltagsinterpretationen wechselseitig akzeptiert und als belohnend empfunden werden, dann wird nach und nach mehr von der eigenen Person offenbart. Das dritte Stadium, das Rollenstadium, markiert dann die zunehmende Wichtigkeit der konkreten Verhaltensabstimmung im Alltag. Das Paar braucht für eine funktionierende Beziehung Rollenkompatibilität. Nicht die Homogamie oder Komplementarität sind entscheidend, sondern die für beide gewinnbringende Abstimmung der Rollen. Die allgemeinen Orientierungen müssen also erfolgreich in die Alltagspraxis übersetzt werden, dies ist auch ein Lern- und Anpassungsprozess, der für die Fortführung oder den Abbruch der Beziehung zentral ist (Murstein 1976; 1977).

Die drei von Murstein postulierten Stadien markieren somit die jeweils zentralen Kommunikations- und Interaktionsfelder, die ein (erfolgreiches) Paar durchläuft. Keines der Felder wird je gänzlich irrelevant, aber sie wechseln in ihrer jeweiligen Bedeutung mit dem Fortschreiten der Partnerschaft. Die Aufmerksamkeit der Partnerschaft liegt also jeweils auf einem unterschiedlichen Frame. Da Murstein seine

Überlegungen explizit handlungstheoretisch begründet, unterstellt sein Modell auch keinen unbekannten inneren Determinismus mehr. Bei Reiss und anderen älteren Versuchen ging man noch davon aus, dass die postulierte Abfolge einen genuin gesetzesartigen Charakter hat. Diese Sicht wurde im Zuge der Entwicklung korrigiert, die allgemeine Theorie bezieht sich nicht mehr auf das Ablaufmuster, sondern auf das Handeln der Akteure. Dabei lässt sich auch die Kulturspezifität solcher Modelle methodologisch sinnvoll berücksichtigen, die jedoch bislang fast unerforscht geblieben ist. Im historischen und interkulturellen Vergleich sind solche Muster offensichtlich nicht stabil, sondern sehr starken Variationen unterworfen. Insbesondere die Einordnung sexueller Aktivitäten in entsprechende Ablaufschemata verdeutlicht dieses Problem (vgl. Meyer 1994: 350ff.). Inwiefern die Abfolge von Interaktionsfeldern selbst von gesellschaftlichen Randbedingungen abhängig ist, wurde von der skizzierten Forschungstradition bislang kaum berücksichtigt.

Ähnliche Modelle werden auch noch aktuell vertreten: So berichten etwa Walper et al. (2008: 116ff.) in ihrem Überblick über die Liebesbeziehungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen von entwicklungspsychologischen Phasenmodellen der Entwicklung von Partnerschaften und Liebesbeziehungen. Nach der ersten Etablierung des Kontaktes zwischen den Geschlechtern, der Initiationsphase, bei der vor allem die Selbstfindung in der neuen Rolle als Partner von Bedeutung ist, spielt in der anschließenden Statusphase vor allem das Ansehen bei den jeweiligen Peers eine große Rolle (vgl. hierzu übrigens schon Waller 1937). In der anschließenden Affekthase „werden die Liebesbeziehungen sowohl in sexueller Hinsicht als auch in emotionaler Hinsicht intensiver“ (Walper et al. 2008: 117). Die abschließende Bindungsphase repräsentiert die Verfestigung der Beziehung und die Ausrichtung hin zu einer längerfristigen Partnerschaft (vgl. auch Brown et al. 1999 sowie Seiffge-Krenke 2003).

Allen genannten Modellen ist gemein, dass sie davon ausgehen, dass mit der Erreichung der jeweils nächsten Stufe der Verbindlichkeitscharakter der Beziehung und damit ihre Institutionalisierung zunimmt. So richtig es sicherlich auch sein mag, dass in unterschiedlichen Beziehungsphasen verschiedene Aspekte im Mittelpunkt der Beziehung stehen, so ist doch anzumerken, dass eine derartige Abfolge, wie sie beispielsweise in der SVR-Theorie postuliert wird, zu wenig diskriminierend und differenzierend ist. Beziehungen durchlaufen verschiedene Zwischenstufen, eine Intensivierung der Liebesbeziehung kann gänzlich unterschiedliche Formen annehmen und nicht alle dauerhaft orientierten romantischen Bindungen sind gleich stark und stabil. Benötigt wird eine weitere und feinere Differenzierung. Darüber hinaus ist immer noch der letztlich erklärende Mechanismus nicht explizit genug formuliert, der Einbezug äußerer Ereignisse und Umstände fehlt so gut wie vollständig, und schließlich mangelt es diesen Modellen an einer theoretischen Fundierung für nicht erfolgreiche Beziehungsverläufe. Ein Scheitern der Entwicklungs-

oder Institutionalisierungsprozesse wird meist mit dem Nichterreichen der jeweils nächsten Stufe gleichgesetzt; wie und warum dies geschieht, bleibt meist offen.⁴

Auch andere, eher (sozial-)psychologisch fundierte Modelle beschreiben den Beziehungsverlauf als eine zunehmende Verdichtung von Interaktionen und eine damit einhergehende Zunahme des gegenseitigen Commitments, eventuell beeinflusst von Investitionen in die Beziehung (vgl. als Überblick Le & Agnew 2003) oder als ein Prozess des gegenseitigen self-disclosure (Hendrick 1981). Dabei finden sich auch Vermutungen, dass sich im Beziehungsverlauf die zugrunde liegende emotionale Basis ändert (vgl. für eine genauere Erklärung dieses häufig beschriebenen Übergangs von romantischer in eher kameradschaftliche Liebe den Beitrag von Hill 1992).

Zwar ist es sicherlich richtig, dass sich die Entwicklung einer Beziehung in der Veränderung der emotionalen Basis widerspiegelt, wenn man jedoch an der Institutionalisierung von Beziehungen interessiert ist, ist der Bezug auf einzelne Dimensionen – wie eben etwa commitment, romantic love oder self-disclosure – letztlich nicht weiterführend. Derartige Konstrukte erfassen bestimmte Wahrnehmungen der an einer Beziehung beteiligten Personen meist auf einer Skala, die ein Mehr oder Weniger relativ problemlos widerspiegeln kann. Der theoretische Ausgangspunkt des hier im Mittelpunkt stehenden Projektes liegt jedoch auf der Entwicklung von Beziehungen und diese Beziehungen durchlaufen empirisch – so die These – bestimmte diskrete Schritte, die nicht beliebig fein untergliederbar sind, sondern eher diskrete Zustände beschreiben. Des Weiteren ist ein Wechsel zwischen den einzelnen Zuständen nicht beliebig möglich – zwar bleibt so gut wie immer die Option, eine Beziehung zu beenden, sie jedoch auf eine bereits durchlaufene Stufe ‚down zu graden‘ erscheint nur schwer vorstellbar. So ist es zwar denkbar, dass im Laufe einer Beziehung das Gefühl des romantischen Verliebtseins langsam schwindet und Konflikte und fehlende bzw. dysfunktionale Kommunikationsformen (vgl. die Beiträge in Hill 2004) auch dazu führen, dass andere Liebesformen nicht hinreichend entwickelt oder eben auch zurückentwickelt werden. Wenn man jedoch beispielsweise einmal als Paar von seiner sozialen Nahumwelt wahrgenommen wird, ist ein Zurück in den Status Bekanntschaft ein kaum zu erreichendes Vorhaben.⁵

⁴ Zumindest hinsichtlich dieses letzten Punktes ist das Modell von George Levinger (1983) herauszuheben. Sein den gesamten Beziehungsverlauf abdeckendes A-B-C-D-E-Modell, wobei die einzelnen Buchstaben für ‚acquaintance‘, ‚buildup‘, ‚continuation‘, ‚deterioration‘ und ‚ending‘ stehen, fußt explizit auf austauschtheoretischen Überlegungen. Besonders interessant ist in dem hier behandelten Zusammenhang die so genannte buildup-Phase. Dabei muss auch Levinger (1983: 325) feststellen: „There is little literature on the processes whereby interpersonal relations become increasingly interdependent“.

⁵ Auch in der zumindest durch Hollywood-Filme vermittelten Wirklichkeit ist die Vorstellung, dass Beziehungen Phasen durchlaufen, die nahezu unumkehrbar sind, weitgehend akzeptiert. So lässt sich trotz des Eingeständnisses der beiden Hauptdarsteller in „When Harry met Sally“, einen Fehler begangen zu haben, der Zustand einer engen Freundschaft nicht wieder herstellen, nachdem die bei-

Benötigt wird also eine Entwicklungsgeschichte von Beziehungen, die auf diskrete Unterscheidungen und klar auszumachende Übergangspunkte Bezug nimmt. An dieser Stelle stößt man auch empirisch auf eine wichtige Problemlage: So ist selbst der auf den ersten Blick so klare Übergang hin zu einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, also die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes, in der Praxis nur schwer zu terminieren, da häufig ‚a slide into cohabitation‘ (Manning & Smock 2005) zu beobachten ist anstelle eines klaren Übergangspunktes und da selbst innerhalb eines Paares unterschiedliche Selbstdefinitionen vorliegen können (vgl. auch Knab 2005 und Knab & McLanahan 2007). Zielsetzung sollte es aber trotzdem sein, klare und vor allem auch klar messbare Übergangsschritte zu postulieren. Häufig finden sich dann der Versuch, die Paare in bestimmte Kategorien wie „casually dating, seriously dating, going steady, dating exclusively, living together, engaged and married“ (King & Christensen 1983: 671) zu fassen. Nun sind selbst in den Vereinigten Staaten die einzelnen Phasen nicht so klar definiert, dass sie als klare Beschreibungen dienen können. Für die Bundesrepublik erweisen sich Versuche, diese Typologie zu übernehmen, jedoch als mehr oder weniger sinnlos, da Partnerschaftsentwicklungsprozesse hier wohl gänzlich anders ablaufen.

Schon 1990 findet sich der Vorschlag, Phasen des Ablaufs von Zweierbeziehungen zu unterscheiden (Lenz 1990): die Aufbauphase, die Bestandsphase, die Krisenphase und die Auflösungsphase. Dabei steht vor allem die Abfolge bestimmter Ereignisse während diesen Phasen im Mittelpunkt des Interesses, da sie „in einem besonderen Maße Anstoß zu Institutionalisierungen geben bzw. vorhandene verstärken“ (Lenz 1990: 234). Fünf verschiedene Schritte werden hierbei unterschieden: „die Aufnahme und Aufrechterhaltung einer auf Wiederholbarkeit angelegten Sexualinteraktion“, „die Gründung eines gemeinsamen Haushalts“, „die Heirat“, „das Bilden einer Wirtschaftsgemeinschaft“ und schließlich „die Geburt eines Kindes“ (Lenz 1990: 234ff.). Als gefällige Zeitdiagnose wird dann vermutet, dass diese einzelnen Schritte der Institutionalisierung von Paarbeziehungen in den 1950er und 1960er Jahren noch zeitlich dicht aufeinander folgten während mit einer zunehmenden Modernisierung diese Prozesse zeitlich entkoppelt wurden und heute – so zumindest die These – in nahezu beliebiger Reihenfolge auftreten können.⁶ „Die Stufen der Institutionalisierung einer Zweierbeziehung sind aber nicht nur auseinandergefallen, sondern sind auch in hohem Maße variabel verknüpfbar geworden“ (Lenz 1990: 239). So interessant diese Vermutungen auch sein mögen, mindestens

den miteinander geschlafen haben. In „You’ve got mail“ bespricht Tom Hanks mit einem Mitarbeiter und Freund, dass er nun in seiner bislang rein aus e-mail-Kontakten bestehenden Beziehung zu Meg Ryan auf die nächste Stufe gehen wird und ihr ein persönliches Treffen vorschlägt.

⁶ Auszunehmen sind hierbei sicherlich die Abfolge des ersten und des letzten Schrittes. Gerade in den so genannten neuen Bundesländern erfolgt beispielsweise häufig die Familiengründung ohne eine Eheschließung. Generell ist es wohl vor allem die Eheschließung, die als variable Größe betrachtet werden kann.

hinsichtlich zweier Punkte sind sie doch zu kritisieren: Erstens ist festzuhalten, dass die genannten Institutionalisierungsstufen sicherlich noch feiner differenziert werden können; zweitens liegen beispielsweise zwischen ‚dem ersten Mal‘ und auch der Verfestigung sexueller Kontakte und dem Zusammenziehen sicherlich eine Fülle von Schritten, die eben zu einer stabilen Paarbeziehung beitragen bzw. dieser eben entgegen stehen (vgl. als ausgesprochen illustratives Beispiel die Studie von Kaufmann 2004). Ebenso unterscheiden sich nichteheliche Lebensgemeinschaften, ganz unabhängig von der Frage nach Heirat und Kinder, intern sehr deutlich, wobei auch hier wieder auf entsprechende Szenen in Hollywood-Filmen hingewiesen werden könnte. Zweitens ist es natürlich von Interesse, die Verteilungen und Übergänge zwischen diesen einzelnen Phasen genauer zu beschreiben. Folgen hier alle Partnerschaften einem gleich bleibenden Muster oder haben Paare hier ihre eigenlogische Geschwindigkeit?

Dabei muss man zwei grundlegende Herangehensweisen oder Perspektiven unterscheiden: So finden sich einerseits vielfach Spekulationen über die Veränderung dieser Institutionalisierungsprozesse im historischen Wandel. „In the development of modern society, the number of life stages has increased and they become more clearly defined and set apart in relation to chronological age“ (Buchmann 1989: 25; vgl. ähnlich Lenz 1990; 2009). Eine Vermehrung der Optionen, wie sie ja beispielsweise mit der Bildungsexpansion gerade für Frauen einhergeht, ist eben auch mit Entscheidungsproblemen verbunden, die rationaler Weise zu einem Aufschub bindender und damit eben Optionen einschränkender Entscheidungen verbunden sind (vgl. hierzu auch Birg et al. 1991). Derartige diachrone Betrachtungen besitzen nahezu immer einen gewissen Reiz und sind – wenn sie die Ergebnisse der historischen Familienforschung berücksichtigen oder durch ein entsprechendes Forschungsdesign überhaupt in der Lage sind, historische Aussagen zu machen (vgl. hierzu beispielhaft Buchmann & Eisner 1997) – ausgesprochen fruchtbar. Eine Erklärungsleistung für aktuelle Prozesse in Partnerschaften leisten sie jedoch wohl nicht, da hierfür heroische Annahmen notwendig wären.

Andererseits kann das Interesse auf den synchron zu beobachtenden Gleichheiten oder Unterschiedlichkeiten der Paarverläufe und -entwicklungen liegen. Oder, noch einmal in den Worten von Lenz (2009: 82), man muss „die Vorgänge im Beziehungsaufbau selbst in den Mittelpunkt der Analysen stellen“. Wenn man nun an einer Erklärung dieser Prozesse interessiert ist, so kann man zwar nicht – wie geschildert – auf ein festes Gerüst an Theorien und Modellen zurückgreifen, es findet sich jedoch eine Fülle von Ideen, die relativ problemlos miteinander verknüpfbar sind.

Ausgangspunkt ist das Treffen und erste gegenseitige Sympathiegefühle der Partner. Dieser Prozess ist dabei alles andere als zufällig, sondern von sozialstrukturellen (vgl. Feld 1981 und die daran anschließenden Überlegungen etwa in Hill & Kopp 1999), aber auch individualpsychologischen und verhaltenstheoretischen

Faktoren (Dörmer-Tramitz 1990) abhängig.⁷ In einem nächsten Schritt erfolgt die Verbreitung und Verfestigung der jeweiligen Überzeugung, dass die Partnerschaft zumindest einen gewissen Bestand hat (vgl. hierzu nochmals Esser 2000: 303ff.). Dabei wird selbstverständlich auf alltagsweltliche und kulturspezifische Vorgaben zurückgegriffen.⁸ Diese Entwicklung wird durch positive und verstärkende Interaktionen und Austauschprozesse und die Entstehung einer ersten emotionalen Basis – ganz im Sinne der Attachment-Theorie und entsprechender Liebestypologien – begleitet.⁹ In den einzelnen Phasen der Beziehungsentwicklung kommen dann auch bestimmten sozialen Nahumwelten wichtige Funktionen zu. So spielen erweiterte Familienbeziehungen und peer relations eine bedeutsame Rolle bei diesen ersten Schritten und dies sowohl hinsichtlich des Möglichkeitsraum des Kennenlernens wie der Beurteilung des jeweils anderen.

In weiteren Schritten konstruieren die Paare sich nun ihre jeweils eigene Lebenswelt, ihre eigene Wirklichkeit (Berger & Kellner 1965). Ehen oder eigentlich genauer Partnerschaften stellen ein wichtiges nomosbildendes Instrument dar. Wie sich die Partnerschaften dann genau entwickeln und welche Schritte hier gegangen werden, ist eine erste zu beantwortende Frage. Wie sich der erreichte Institutionalierungsgrad dann auf verschiedene Bereiche – wie etwa das Trennungsrisiko oder eventuelle Folgen einer Trennung – auswirken, ist ebenso zu klären.

Wie bereits oben angedeutet sind diese Übergänge zwischen den einzelnen Phasen einer Beziehung – bei aller eventuell vorhandenen Unsicherheit der beteiligten Personen über ihren jeweiligen Status – diskrete Ereignisse. Verliebtsein oder in einer festen Beziehung leben sind Dinge, die in der Regel entweder vorliegen oder nicht. Ein mehr oder weniger ist hier nicht möglich, weder objektiv noch in der subjektiven Repräsentation der beteiligten Personen. In einer hierbei notwendigen dynamischen Betrachtungsweise müssen die einzelnen Prozesse der Kontaktaufnahme, der Entstehung einer festen Bindung und der Vergewisserung der Beziehungsqualität („tell me you love me“), des gegenseitigen besseren Kennenlernens („self disclosure“), der auch nach außen sichtbaren gemeinsame Aktivitäten sowie

⁷ Hierbei sind kleine Zeichen und Symbole, Augenaufschläge, Körpersprache wie beispielsweise der berühmte ‚hair flip‘ und ähnliches zu untersuchen. So wichtig diese Prozesse auch sein mögen, so sind sie außerhalb des Labors zu gut wie nicht zu berücksichtigen.

⁸ „Wenn es auch verhältnismäßig schwierig ist, Vis-à-vis-Wirkungen zu schablonisieren, so sind sie doch ihrerseits, wenn nicht von Schablonen, so doch von Typen vorgeprägt“ (Berger & Luckmann 1977: 33). Romantische Beziehungen und Liebe sind sicherlich Skripte und Schemata, die heute in breiter Vielfalt zur Verfügung stehen, auch wenn sie an sich schon sehr alt sind (vgl. Luhmann 1982).

⁹ Untersuchungen sprechen dafür, dass eine derartige emotionale Basis als „gelungene Balancierung von Verbundenheit und Autonomie“ (Walper et al. 2008: 122) zu verstehen ist. Zudem gilt wohl, dass ganz im Sinne der oben skizzierten entwicklungspsychologischen Modelle unterschiedliche Schwerpunkte in den einzelnen Phasen einer Beziehung gibt (vgl. noch einmal Seiffge-Krenke 2003). Zumindest in herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Studien sind diese Konstrukte jedoch nur ausgesprochen schwer zu messen.